

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1931**

226 (30.9.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Das grüne Meer

Wer sich gelegentlich einer Seereise an der kristallinen Klarheit des Meerwassers erfreut, der ahnt wohl nicht, daß diese klare See eigentlich das reichste Leben birgt, das auf Erden vorhanden ist. Die Wellen des Meeres sind bis zum letzten Tropfen belebt von zahllosen Bazillen, Kieselalgen, Geißelweien, Wimpertierchen und sonstige Einzeller, Kleintiere und Würmer. Diese Lebewesen sind in so großen Massen vorhanden, daß sie das Wasser färben. An sich erscheint das Wasser des Ozeans tief dunkelblau, wenn es viele Meter über dem Grunde flutet — aber nur dann, wenn es nicht mittel des Lebens in sich birgt. Seine geheimnisvolle Klarheit, deren meiste Mittelglieder grünlich goldgelb gefärbt sind, verleiht dem Meer in ein mehr oder weniger dunkles Grün. Die blauen Ozeane sind die lebensarmen; die grünen Weltmeere sind die lebensreichsten.

Grün sind der Atlantische Ozean und die Nordsee, weiß sie ertragreich sind wie eine Wiese. Das ist buchstäblich wahr: man hat berechnet, daß die Lebensmasse der Kleinstlebewesen eines bestimmten Meeresgebietes weit größer ist als die der Gräser auf einer Wiese. Auch die Größe ist erhabener und ermöglicht es, daß etwa der dritte Teil aller Menschen von den Erzeugnissen des Meeres lebt. In ihrer Reife kommt es auf wunderbare Weise.

Alles Meerwasser ist durchsetzt von Batterien. Sie sind sämtlich harmlos und leben nur davon, daß sie die Reize abgestorbener Tiere und Pflanzen zerlegen und dadurch das Wasser immer wieder reinigen. Sonst müßte das Meer trotz seiner Unermesslichkeit in der vergangenen halben Ewigkeit, seitdem Meereswesen rauchen, längst ein Sumpf geworden sein, erfüllt von Verwesungsgerüchen.

Alles Meerwasser beherbergt Kleinstlebewesen, besonders Geißelalgen und Kieselalgen, in immerwährender Fülle und berückelnder Schönheit der Gestaltung. Man hat wie aus einem großen Formenschatz für Künstler Hunderte von Modellen davon schon abgemacht, und andere Hunderte warten noch auf ihre kunstfertigen Kopisten. Alle Kieselalgen des Meeres haben einen gewissen phantastischen Zuschnitt, etwas Ungeheures, Abenteuertes in der Form. Entweder sind sie zarte, flache Scheiben, oder sie haben unmaßig lange Hörner, Fortsätze und Röhren wie die Wälder. Das alles ist für die Geißelweien, unter denen es die wertvollsten aller bekannten Zellformen gibt. Die Ursache dieser Formen erkennt man, sobald man diese Lebewesen im Wasser schwimmen sieht. Die langen Fortsätze wirken wie Ruder. Die Röhren und Fortsätze verbinden das Untergetriebe. Alle die abenteuerlichen Vorrichtungen erweisen sich als „Schwimmapparate“, damit die kleinen, sonnenbedürftigen Einzeller oben bleiben im lichtdurchfluteten Wasser.

Nicht ganz an der Oberfläche bleiben sie freilich — denn da würden sie sich alle zusammendrängen, übereinander hindern und der Lebensmöglichkeit berauben —, sondern in den obersten paar Metern der Tiefe, in denen die „Schwimmapparate“ (so nennt man ihren geübten Namen Plankton-Algen verstanden) auf und ab schweben. Sie sind die völlig harmlosen, nur von Licht und Luft lebenden, daher die große Weide für alle übrigen, vor allem für die tierlichen Einzeller: die Radiolarien und die Kammerlinge, die mit den Wellen treiben und teils Batterien, teils Kieselalgen fangen. Auch sie besitzen daher ähnliche Schwimvorrichtungen wie ihre Väter, die ihnen widerstandslos ausgeliefert ist.

Es ist ein merkwürdiger Gedanke, daß in der dunklen Nacht, die so kristallklar unter unseren Füßen ruht, stumm und ewig der Tod das Leben verfolgt. Schidale, klein, aber in ihrem Laufe doch wieder ähnlich dem Unseren kommen und gehen unsichtbar tausendfach dort, wo unser Auge nur lazes Wasser sieht, und wie ein altes Lied tönt es klagend heraus aus den Wassern: wir kommen, unbekannt woher, leben für ein Weilschen, keiner weiß wozu, und wir vergehen, damit andre kommen können und sich freuen an vergänglichem Sonnenlicht des Lebens. . . .  
Dr. R. S. Franke

## Theater und Musik

### Badisches Landestheater

Richard Strauß, am Pult des Badischen Landestheaters

Seitdem Werke von Richard Strauß in unsern Spielplan aufgenommen wurden, zeigt sich wieder erfreulicherweise starkes Interesse an unserer Oper. Man hat Salome noch vor den Ferien herausgebracht und die Spielzeit wurde mit der „Trau ohne Schatten“ als Eröffnung eröffnet. Strauß leitete vor a u s v e r k a u f t e m die Strauß-Opern, die alle seine Schöpfungen, auch die symphonischen, mit ganz geringen Ausnahmen, zur Ausführung brachte. Dieser Strauß, dem talentvollen, lebensreichen, sich selbstbewußten, dem mit großer Begeisterung bewillkommene, als er am Pult erschien, liegt ein „Heldenleben“. Und was man aus diesem Heldenleben wissen möchte, es möge ihm ein lichtbelebender Lebensabend beiseite sein, während dem es dem großen Tonbildner vergönnt ist, dank seiner unermüdbaren Arbeitskraft, der Musik und nachwelt noch manche Werke zu schaffen, die wie bis jetzt alle seine großen Schöpfungen, den Kampf der Geister herauszubringen werden. Die Straußschen Werke, sobald sie der Öffentlichkeit bekannt wurden, überrannten jeweils seine Freunde und verwandelten seine Widersacher zu schärfsten Protesten und Ablehnungen. Die Freunde: weil sie ihm beim erstmaligen Hören nicht ganz fallen, nicht ganz begreifen konnten, obwohl sie wußten, ganz mit seiner Kunst verwachsen zu sein. Die Widersacher: weil er in dem neuen Werk ihnen bewies, daß er auch ein Meister in den Dingen sein kann, die sie ihm beim letzten Werk abstrachen. Strauß mußte bis zu seiner „Trau ohne Schatten“ von Jongleurkunst, von Artificio, von geiler Exotica und dergl. Dingen hören und zwar fasten dies in unerblühter Sprache Kritiker, deren Werturteile nicht zu unterschätzen sind. Wir selbst haben am Theaterpult einen fantastischen Straußhörer stehen gehabt, der in Wort und Schrift gegen seinen Kollegen, Strauß war damals noch Hofkapellmeister, ins Feld zog. Die große ernste und echte Künstlerkraft, mit der Strauß noch einem süßlichen Schicksal befaßt wurde, ließ sich von all den ganz ungeheuerlichen Anfeindungen, nicht anfechten. Man kann nur mit kühner Bewunderung vor dem Schicksal dieses einsamartigen Künstlers stehen, der unerbittlich bis jetzt seine mannigfachen Wege gegangen ist.

Strauß hat dem Epigonentum, das um die Jahrhundertwende zur Verklärung des Musiklebens führte, ein wirksames Ende bereitet. Er behauptete eine Revolution herauf. Sein ganz außerordentliches Künstlergenie, das sich nicht nur auf Talent beschränkte, befähigte ihn, Alles einzureihen, aber auch dafür, Neues aufzubauen. Weil Strauß das erlebnisreiche Menschentum, die Gabe der Wandlung im hohen Maße eignen und hierin, wie seine „Capriccio Helene“ beweist, das Alter ihm keine Schranken setzt, so ist zu erwarten, daß sein künftiges Kunstschaffen deutlich Spuren aufweist, wie stark er in seiner Zeit verankert ist. Man muß sich vor Augen halten, wie ungeheuer groß das Selbstvertrauen zu seinem Genie war, als Strauß, mitten im Richard Wagnerzeitalter, dieser Welt den Rücken kehrte und verlor in einem neuen Zeitalter, die Kunst zu führen. Er schuf für Saronik, Melodist und Abstraktnarrator, er schuf für Saronik, er wies ihnen neue Wege und neue Verwendungsmöglichkeiten. Sie wurden für die Moderne maßgebend, sie wurden für die Ration, Richtung, es war nicht der „Wutwille seines Genies“, der Strauß dem trieb, neue Wege zu gehen, sondern ein innerer Anwalt, Regier, schickte ihn zu seinem Schicksal, das besonders in seiner „Trau ohne Schatten“ den Eindruck erhabener gigantischer Größe hervorruft.

Strauß hat andere Komponisten gegenüber den Voraus ein ganz ideales Interpret seiner Schöpfungen zu sein. Eine einfache stille Größe, eine Abgeläuterte, Gelassenheit, kennzeichnen die Genialität seiner Ausdrucksweise, die auch in den frühesten Werken Maß zu halten verstand. Seine Gestalt verzieht auf Pose, sie lenkt nicht ab. Alle, die mit ihm zu arbeiten haben, spüren suggestiv

den Willen, Solisten, Chor und ganz besonders das Orchester, das an diesem Abend einigartig musizierte. Es ist selbstredend, daß große Teile der Partitur unter der führenden Hand Straußens im Kolorit farbiger leuchteten, einen märchenhaften Glanz bekamen, überhaupt eine andere Prägung zeigten. Strauß hat sehr gedankt musiziert, er wurde nirgends brutal, er verstand das Orchester so wohl zu temperieren, daß es den schönen Singstimmen leicht wurde, trotz der „hohen“ Instrumentierung, die diese Partitur aufweist, die „hohen“ Instrumentierung, die diese Strauß — nicht nur aus Höflichkeit — den Solisten das Zeugnis ausstellte, daß sie samt und sonders ausgezeichnete Straußsänger sind und zwar mit einer von unerlässlichem Maß festerer Musikalität. Er wird auch Josef Krips für die vorzügliche Einstudierung und Viktor Pruscha für die sinnfällige Instrumentierung dank wissen. Von der Intensität der Beifallsbezeugungen, die Strauß dargebracht wurden, können sich selbst die ältesten Karlsruher Theaterfreunde kein Bild machen. Das Badische Landestheater hat mit Richard Strauß als Gast einen Tag erster Ordnung zu verzeichnen. Der überfüllte Autopark vor dem Theater bewies, daß auch die Theaterfreunde der Nachbarstädte für Strauß Interesse hatten. St.

### Städtisches Konzerthaus

Eröffnungskonzert „Frauen haben das gern“. Schwan-Operette in 3 Akten von Franz Arnold und Ernst Bach.

Den älteren Schwan vom „keuschen Lebemann“, den wir hier gebildet haben, hat man etwas musikalisch aufgearbeitet. Radeamus lieferte einige seiner schönsten Werke dazu, Walter Kollo, beibringt als Komponist des leidlichen Genres, lebende eine prächtige Musik. Fertig ist die „Schwan-Operette“. Die neue Gestaltung zeigt sich dem Geschmack des Sonntagsmusikums weitgehend an. Die Leute lieben diese Tanzoperette, wobei die Handlung sich in Gläubigerentzweiung und Sprüngen probieren müssen und für stille Sechensdutzende einen tosenden Beifall einbringen. In stillen Beobachtung die Künstler wegen dieser Afrodit, und man kann sich denken, daß sie nur mit einer gewissen Ueberwindung darangehen. Denn schließlich ist ein Schauspieler ein Menschendarsteller und kein Schauspieler. Aber seine Majestät das Publikum will es nun einmal so und gibt dafür kein Geld aus. Es wird auch vorübergehen. Denn diese Tanzoperette ist nicht immer gelungene Nummer, weder musikalisch, noch textlich, noch künstlerisch. Das wird sich zeigen.

Im vorliegenden Fall enthält der Stoff immerhin so viel Wit und Komik, daß eine reiche Handlung entsteht, die sich über drohende Situationen unterhaltend auf Erde schlängelt. Erik Pers hat dem Ganzen Kosten Schöpfung verliehen, Kapellmeister Curt Stern hielt das Orchester mit starker Hand zusammen, Herr Kollo die peripetischen Orgel für die Erlindung und Einstudierung der Töne, die inselnde Genie, etwas von der Schablone abwichen und in Einzelheiten eigene Ideen aufwiesen. Während der Entfaltung ihres besten Könnens. Allen voran stand wieder einmal Paul Müller, dessen vornehme Spielweise und reicher Humor immer zu begeisterten Beifall hinterließ. Alfons K. Loeble hatte einen ganz vorzüglichen Tag, und Frau und Fräulein Marie Genter zeigten sich sogar den entzweifelnden Tonschweben gewachsen. Fräulein Seiberlich, die famos ausah, erhellte mit ihrem Partner, Herrn Ernst, eine solche Gesangs- und Tanznummer. Enormer Beifall und ungeschälte Gecanos.

Eine Komposition von Ruth Paria, die durch ihre Liebesgeschichte mit eigenen Schöpfungen als Lieddichterin bereits mehrfach hervorgetreten ist, wurde von der Musik-Kommission des Badischen Landestheaters als Komposition des leidlichen Genres, lebende eine prächtige Musik. Fertig ist die „Schwan-Operette“. Die neue Gestaltung zeigt sich dem Geschmack des Sonntagsmusikums weitgehend an. Die Leute lieben diese Tanzoperette, wobei die Handlung sich in Gläubigerentzweiung und Sprüngen probieren müssen und für stille Sechensdutzende einen tosenden Beifall einbringen. In stillen Beobachtung die Künstler wegen dieser Afrodit, und man kann sich denken, daß sie nur mit einer gewissen Ueberwindung darangehen. Denn schließlich ist ein Schauspieler ein Menschendarsteller und kein Schauspieler. Aber seine Majestät das Publikum will es nun einmal so und gibt dafür kein Geld aus. Es wird auch vorübergehen. Denn diese Tanzoperette ist nicht immer gelungene Nummer, weder musikalisch, noch textlich, noch künstlerisch. Das wird sich zeigen.

## WAHN-EUROPA 1934

EINE VISION VON HANNS GOBSCH

Nachdruck verboten. Copyright by Fackelreiterverlag, Hamburg-Bergedorf

Dieser Herr Capponi, der seit zweieinhalb Jahren in Rom herrscht als ebenbürtiger Erbe jenes großen Reichthumsgründers, der bei einem Flugzeugabsturz Leben und römische Krone einbüßte. Der tote große Reichthum hatte rechtzeitig den Erben designiert und seinen Unwürdigen ausgewählt. Es war fast eine Preisfrage in Europa geworden: wer ist der Größere, Herr Capponi oder sein berühmter Vorgänger? Jedenfalls war der Wille des Herrn Capponi ein Faktor, den Europas Staatsmänner nie in ihre Rechnungen einzufügen vergaßen. Und wenn sich heute Roms neuer Herr wirklich aufsetzen sollte mit drohendem Blick nach Belgrad hin: Wüßte mein Albanien nicht an?

Brandt ist ungewöhnlich, launig gierig die Meerluft in die Lungen und kombiniert. Verwicklungen? Am Ende Krieg? Auch nur die Möglichkeit eines Krieges? Wenn Italien seinem Schicksal in Tirana liebevoll zuredet? Albanien allein wäre ja von den Südländern in zwei Wochen überannt. Könnte Roms Herr das dulden? Und da ist weiterhin der dreimal verunglückte Bündnisvertrag Paris-Belgrad! Vor knapp einem Jahrzehnt wurde er zusammengebrochen. Damals war Leon Brandt noch politischer Anfänger, keine Gegenstimme war im nationalen Gebrauch verwehrt. Wenn jetzt Capponi seine Karten mischt . . . die Gelegenheit kommt nicht so rasch wieder. . . .

Durch Brandts Gehirn schlag triebhaft, von seiner Vernunft eingegeben, ein plötzlicher Gedanke: Umkehren! Als hätte er urchtlich teuflische Witterung in der Nase. Im nächsten Augenblick lacht er dröhnend auf. Umkehren? Angst vor kriegerischem Zusammenstoß wildgewordener Balkanbären? Nein, Leon Brandt wird sich vor Europa nicht lächerlich machen. Wenn er heute abend in Le Bourget landen würde, empfinde ihn homerisches Gelächter: Amerikaflug abgebrochen? Weil da unten im Balkanviertel ein paar Narren sich den Schädel eingeschlagen haben! Ist ja längst alles erledigt! Wir haben andere Sorgen, bester Herr Brandt!

Er lacht so fröhlich und schallend, daß Frau und Karoche die Köpfe hochstrecken. „Nein, Freunde“, und seine durch den Sandstrichter ausgeworfenen Worte sind vom Knattergeräusch der Motore begleitet, „es wird nicht ernst werden! Krieg? Ich fürchte dafür, daß es keinen gibt!“

Er steht auf die Uhr. Zeit zur Abführung! Er wechselt mit Karoche den Platz. Raucht das Höhenfeuer. Krieg? Der „Seltos“ fliehet in kühner, jubelnder Schräge himmelwärts. Brandt hat plötzlich den Drang, der Sonne näherzukommen.

Ueber der kümmerlichen Residenz Tirana brüht die Mittagsstille. Die wenigen Strahlen der, die sonst erdigen hindämmern, sind unwahrscheinlich belebt. „Die Belgrader im Anmarsch!“ Das ist zwar sinnlose Uebertreibung, aber jeder Albanier folgt schon unwillkürlich nach dem Dolch. Die Stadt tocht. Durch gestülpte

rende Volksgruppen erzwingen sich zwei Infanteriekompanien mit Trommelwirbel den Weg. Man weiß nicht, marschieren sie in den Krieg oder tragen sie nur ihre grellsten Uniformen zur Schau. Ein paar Geschütze rumpeln hinterdrein.

Vor der königlichen Behausung parkieren drei Limousinen, die ihre italienischen Wächter im matten Sommerwind klattern lassen. Zwei der Autos sind mit italienischen Marineoffizieren besetzt.

Der König, Kind seines Landes, aber mit europäischer Haltung und Gesinnung, sitzt im Arbeitszimmer dem Geländebild Italiens und einem italienischen Kontradmiraal gegenüber. Er ist schweigsam und überläßt die Führung der Unterhaltung.

Der Geländebild hat eben das Gesicht der letzten Nacht auf eine laubbare Formel gebracht: „Südländern hat das albanische Königreich geradezu schamlos brüskiert, südländische Truppen halten albanisches Gebiet besetzt. Ehre und Sicherheit Albanien — unnötig, dies zu betonen! — gebieten entschlossene Maßnahmen der Abwehr. Es tut sich die Frage auf, ob Albanien erlauchter König über die erforderliche Autorität und Macht verfügt, sein Land zu schützen. . . .“ Hier schweigt der Italiener und überläßt dem König die logische Schlussfolgerung.

„Ja, ja, der Albanier weiß genau. Er soll sich jetzt dem großen Bruder jenseits der Adria mit Haut und Haaren verschreiben! Rom will in ebler Selbstlosigkeit die Geschäfte für den ohnmächtigen König übernehmen. Denn was bedeutet sonst die Anwesenheit des italienischen Admirals dort am Tisch? In früherer Morgenstunde ging er mit drei Kreuzern vor Durazzo vor Anker. Ein Glück haben doch diese Italiener! Müßte ein Teil ihrer Kriegsmarine ausgerechnet vor Albanien Küste Manöver abhalten! Ausgerechnet in dieser Nacht! So waren ihre Schiffe wenigstens gleich zur Stelle. Und die Landung italienischer Marineleute kann losgehen, nicht wahr?“

Der Kontradmiraal unterdrückt die stummen Gedanken des Königs. Er ist Soldat und will die Zeit nicht mit Tiraden verlieren. „Es brennt an der Nordgrenze Ihres Landes, Majestät!“ sagt er laut. „Wir sind zu Ihrer Hilfe herbeigeeilt.“

Der Geländebild fällt ihm rasch ins Wort: „Am ganz präzise zu sprechen, die Anwesenheit der Kreuzer am Tisch der italienischen Staatsbürger in Albanien. Niemand kann die Entwicklung der Dinge voraussagen. Auf jeden Fall ist meine Regierung entschlossen, lebenswichtige Interessen Italiens in Ihrem Land nachdrücklich zu schützen.“

Der König nickt melancholisch. Italiens Interessen in Albanien! Was hat da Albanien Herrscher noch hinzu zufügen! In dieser Stunde bereut er, daß er sich dem Italiener in die Arme geworfen hat. Die plötzliche Aktivität Belgrads richtet sich ja im Grunde gar nicht gegen Tirana, sondern gegen Rom! Die Südländer trauen dem Italiener seit Jahr und Tag nicht; daß er sich in Albanien festsetzt, ist einfach unerträglich für die Belgrader. Der arme König in Tirana ist nur der unglückliche Pöbelbock.

„Ich vertraue fest auf die Autorität und Gerechtigkeit des Völkerbundes.“ sagt der König endlich leise und unwillig. Der Geländebild nickt feierlich. „Gewiß, Majestät, aber der Weg nach Genf ist weit, und der Weg von Genf nach Tirana noch weiter. Inzwischen kann hier mancherlei Schlimmes geschehen.“

Außerdem wissen Majestät, daß Italien seit zwei Jahren nicht mehr Mitglied des Völkerbundes ist.“

Räthelt jetzt eben der Italiener? Dem König schien es so. Richtig, Italien gehörte nicht mehr zur Genfer Familie. Mit großem Gefolge war es damals ausgetreten wegen des Schiedsprüches der Kolonialstreitigkeiten in Nordafrika zwischen Frankreich und auf Kosten Italiens entschied. Die italienische Defensivfähigkeit hatte den Spruch als Sieg und moralische Niederlage empfunden, und Herr Capponi schlug mit lauten Krachen die Genfer Tür hinter sich zu. Wie Jungen lästerten damals in Europa, daß Herr Capponi schon längst die Genfer Vormundhaft satt gehabt hätte, er war ein hochgemuter Diktator, der es von jeher liebte, im italienischen Sonderwagen auf Sondergleisen zu fahren statt im gemeinsamen Omnibus, der von Genf aus taktiert wurde.

„Ich kann mich doch nicht in Abenteurer stürzen!“ fährt endlich der König aus seiner Melancholie auf. „Ich will und kann keinen Krieg mit Belgrad führen!“

Der Italiener nickt wieder feierlich. „Italien erwägt den Gedanken an Krieg ebensowenig wie Sie, Majestät. Unsere Kreuzer vor Durazzo werden den Belgrader Herren eine Ermüdung bringen.“ Da er Zweifel im Auge des Königs bemerkt, fügt er mit Nachdruck hinzu: „Sie wissen, Majestät, daß Ihre Politik mit der italienischen nicht im Widerspruch stehen kann!“

Der Albanier hat gute Ohren, er versteht die Drohuna. Die Südländer lassen ihre Gelübden in die albanischen Berge rollen, die winzige Armee des Königs deckt gerade Paradebedürfnisse. Es bleibt also keine Wahl.

Als der Geländebild und der Kontradmiraal das königliche Zimmer verlassen, haben sie die Kollmaier in der Taische, Albanens Sache vor dem Vorkommis zu führen. Der König steht oben am Fenster, sieht die fremden Autos davonknattern und denkt tief sinnig: „Jetzt holen sie für sich aus dem Fall heraus, was sie brauchen.“

In Belgrad sind bis zum Mittags dieses 21. August die Bogen bedrängten geizigen. Die Presse schweigt, endlich kann sie frei von der Leber reden. „Nieder mit Albanien!“ rauft es ununterbrochen durch den Wälderwald. Der Ruf wird bereitwillig von der Straße aufgenommen und im Handumdrehen in Schmädrufe auf Rom abgewandelt. Denn für den echten Südländer besteht kein Zweifel: hinter den Kulissen steht als heimlicher Regisseur der Italiener, so wenig diese Verdächtigung auch zu beweisen ist.

Südländers König berät seit den frühen Morgenstunden mit seinen Ministern. Der Chef des Kabinetts, ein alter General, bedarf keiner besonderen Ueberredungskünste, um den Kronrat auf einheitlicher Linie zu verjammeln: „Albanien hat sich unerbörten Rechtsbrüches schuldig gemacht, Südländer handelt in Notwehr. Die albanischen Gebiet einmarmierte Abweisung kann erst zurückgeholt werden, wenn Tirana öffentlich seinen Frevel eingesteht und Garantien für die Zukunft leistet. Unbeschadet der Pflicht zu selbständiger Wahrung ihrer Interessen wird die Regierung den Spruch des Völkerbundes anrufen.“

(Fortsetzung folgt.)